

Klaus Tenfelde (Hrsg.), Religiöse Sozialisationen im 20. Jahrhundert. Historische und vergleichende Perspektiven (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 43), Klartext Verlag, Essen 2010, 267 S., geb., 34,95 €.

Der zu rezensierende Band geht bis auf die Beiträge von Hugh McLeod und Ewald Frie auf ein Symposium an der Ruhr-Universität Bochum zurück. Der Titel macht neugierig und weckt hohe Erwartungen: Eine historische Untersuchung der religiösen Sozialisation im 20. Jahrhundert wünscht man sich aus soziologischer Perspektive schon lange, und zwar deshalb, weil sie zur Klärung einer wichtigen Frage im Hinblick auf den religiösen Wandel beitragen kann. Der im 20. Jahrhundert mit jeder Generation abnehmende aktive Glaube in den europäischen Ländern gilt als Beleg für die These einer fortschreitenden Säkularisierung. Steve Bruce etwa nimmt an, dass dieser Prozess sich in zwei Stufen vollzieht: Zunächst liberalisiere sich der Glaube von Erwachsenen, die dann weniger Wert auf eine religiöse Erziehung ihrer Kinder legten.

Der Herausgeber Klaus Tenfelde konstatiert in der Einleitung, mit der historischen Sozialisationsforschung Neuland zu betreten (S. 9), schreibt den „religiösen Sozialisationen“ aber eine herausragende Bedeutung für die seit den 1960er Jahren „in tief greifendem Wandel begriffenen Rolle der Religion“ zu (S. 12). Er geht davon aus, dass „Sozialisationen überindividuelle Gedächtnis- und Erinnerungsketten“ konstituieren. Allerdings untersuchen die Beiträge nicht die Kontinuität oder den Abbruch von religiösen „Erinnerungsketten“. Im Fokus stehen zum einen der Abbruch beziehungsweise die Veränderung in den kirchlichen Sozialisationsinstanzen am Beispiel von katholischen Verbänden, weiblichen Kongregationen – wobei in den beiden Fällen mehr die Organisationen als deren sozialisatorische Praxis behandelt werden –, katholischen Jugendverbänden, Konfirmanden- und Religionsunterricht oder die katholische Erziehung im frühen franquistischen Spanien, zum anderen schichtspezifische religiöse Sozialisation etwa der Arbeiterschicht in den 1950er und 1960er Jahren oder alternativ-religiöse Einstellungen einer neuen Mittelschicht.

Die beiden Beiträge von Mark E. Ruff und Dimitrij Owetschkin zeigen, wie sich der Abbruch beziehungsweise die Transformation, zum einen in der katholischen Jugendarbeit, zum anderen im Konfirmandenunterricht von den 1950er bis in die 1960er hinein entwickelt haben. Ruff konstatiert ein Paradox: Während die katholischen Laien in den 1950er Jahren politische Erfolge erzielten, reduzierten sich die Mitglieder in der katholischen Jugendarbeit deutlich. Zugleich vertiefte sich die Kluft zwischen Kirchenführern und öffentlicher Meinung in dogmatischen und Sittenfragen: „Die Jugendlichen stellten allmählich die kirchlichen Einstellungen zu Themen, die sie direkt betrafen, wie Tanzen, Flirten und Schminken, infrage“ (S. 63). Seine Analysen von Quellen aus dem Erzbistum Köln zeigen deutlich zwei Befunde: Zum einen vollzog sich in den industrialisierten Teilen von Nordrhein-Westfalen ein Exodus der jungen Frauen aus den Jugendgruppen, zum anderen fand die wichtigste Zäsur in der Jugendarbeit nicht erst, wie bislang angenommen, 1968 statt, sondern bereits in der zweiten Hälfte der 1950er und der ersten der 1960er Jahre. Owetschkin befasst sich mit dem Wandel der religiösen Sozialisation anhand der kirchlichen Unterweisung im Konfirmandenunterricht, welcher deshalb bedeutend ist, weil dort „nahezu alle evangelischen Kirchenmitglieder bzw. Kinder evangelischer Eltern erreicht“ werden (S. 89). Er arbeitet zwei Phasen der theoretischen und praktischen Reform des Konfirmandenunterrichts heraus. Während in den 1950er und beginnenden 1960er Jahren die Ordnung der Confirmation im Vordergrund gestanden habe, waren es ab Mitte der 1960er Jahre die Erziehungsstile. Kennzeichnend für diesen Wandel seien die folgenden Tendenzen: 1. Die sozialisatorischen Ziele verlagerten sich von der „Reproduktion der Kerngemeinde“ auf eine Auseinandersetzung mit der kirchlichen Tradition sowie die Hilfestellung bei der Identitätsfindung und Lebensbewältigung der Jugendlichen; 2. der Unterricht orientiert sich zunächst am Katechismus, dann an der Bibel und schließlich an den Problemen und Bedürfnissen der Jugendlichen; 3. Glaubensinhalte

und kirchliche Lehre wurden zunehmend als Problemlösungspotenzial für individuelle und gesellschaftliche Fragen und Konflikte betrachtet; 4. an die Stelle der „kirchlichen Unterweisung“ trat ein differenziertes „Konfirmandenprogramm“ (S. 102f.).

Neben den meist auf einzelne Organisationen oder Regionen begrenzten Fallstudien nimmt der letzte Beitrag von Hugh McLeod die allgemeinen Bedingungen (gesellschaftlichen, sozialen, politischen, ökonomischen und religiösen), die zum Rückgang der religiösen Sozialisation in der britischen Nachkriegsgesellschaft führten, in den Blick. Er soll deshalb, und weil die Ergebnisse auch über Großbritannien hinaus gelten, ausführlicher gewürdigt werden. Im Zentrum stehen die 1960er und 1970er Jahre als „major turning-point“ (S. 249) in der westlichen Religionsgeschichte, in denen McLeod eine Besonderheit gegenüber früheren religiösen Krisen hervorhebt: Der Bruch mit den Kirchen ging nicht mit einer Konversion zu einem „Ersatzglauben“ einher: „The majority of the Sixties had also been socialised into membership of a Christian church and citizenship of a Christian country – but many of those who rejected the Christianity of their childhood did not seek any new faith that might take its place“ (S. 250).

Ausgangspunkt sind die 1950er und 1960er Jahre, in denen bei einer Umfrage unter Studenten noch 94% angaben, religiös sozialisiert worden zu sein und eine deutliche Identität als Katholik oder Protestant erworben zu haben. Religiöses Wissen und ein konfessionelles Bewusstsein wurden im Wesentlichen durch die Sonntagsschule und den Religionsunterricht in der Schule vermittelt. Großbritannien verstand sich als christliches Land und die Religionszugehörigkeit gehörte zur unhinterfragten Normalität. Diese fest im Bewusstsein der Briten verankerte, kollektiv geteilte Haltung reproduzierte sich durch die scharfe Trennung zwischen Öffentlich und Privat: „Whatever a person's private views, a respectful attitude towards religion was normal in public“ (S. 252). Während die christliche Moral (Nächstenliebe, Verpflichtung zu Ehrlichkeit und Arbeit, Sexualität in der Ehe) wertgeschätzt wurde, auch dann wenn kirchliche Dogmen für die Alltagspraxis wenig relevant waren, galten Humanismus, Agnostizismus oder Atheismus als Abweichung.

Auf dieser Basis geteilter Gewissheiten fand allmählich ein Umbruch statt. Als wesentlich stellt McLeod drei ökonomische, soziale und politische Veränderungen in den 1960er Jahren heraus, die eine Atmosphäre schufen, in der vertraute und als selbstverständlich geltende Annahmen infrage gestellt wurden. Dazu gehörten erstens ein zunehmender Wohlstand sowie eine mit mehr Eigentum einhergehende stärkere Familienorientierung, die sowohl eine partnerschaftliche Ehe als auch den Rückgang getrennter Aktivitäten beider Geschlechter zur Folge hatte. Zweitens die Infragestellung von Institutionen, die in Großbritannien an der Zunahme des satirischen Umgangs mit diesen abgelesen werden kann. Und drittens kam es zu einer politischen Radikalisierung, die sich gegen die atomare Bewaffnung richtete, aber auch mehr Demokratie und individuelle Freiheit forderte.

Diese Entwicklung habe sich entscheidend auf die religiöse Situation ausgewirkt und eine Reihe von Veränderungen nach sich gezogen: eine Pluralisierung von religiösen Optionen; Themen wie das Nicht-Religiöse und Anti-Religiöse, die zuvor öffentlich tabu waren, seien gesellschaftsfähig geworden; der zunehmende Wohlstand habe Bedingungen erzeugt, die den Kontakt zur Kirche schwächten; die religiöse und politische Sozialisation habe an identitätsstiftender Kraft verloren. Die Folge dieser Veränderung beschränkt sich nach McLeod nicht auf die Religion: „In some ways the crisis of religious identities in the 1960s was part of a more general crisis of collective identities in a society where great importance was increasingly attached to individual freedom and individual choice“ (S. 259).

Die Gesellschaftsfähigkeit des Nicht-Religiösen, der Rückgang der Kindtaufe und die Liberalisierung der Erziehungspraxis führten allmählich zur Abnahme der religiösen Erziehung. 1990 gaben bei einer Umfrage nur noch 59% der Briten an, dass sie eine religiöse Erziehung genossen haben. Dieses Ergebnis stützt eher die These der Säkularisierung und des Abbruchs beziehungsweise Verlustes von jahrhundertealten „Erinnerungsketten“ des Religiösen (Danièle Hervieu-Léger). Ob dies der Weisheit letzter Schluss ist, bleibt dann die Aufgabe historischer Sozialisationsforschung, die die „longue durée der Gesellschaftsgeschichte“ (S. 12) in den Blick nimmt.

Christel Gärtner, Münster

Zitierempfehlung:

Christel Gärtner: Rezension von: Klaus Tenfelde (Hrsg.), Religiöse Sozialisationen im 20. Jahrhundert. Historische und vergleichende Perspektiven (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 43), Klartext Verlag, Essen 2010, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81383>> [2.7.2012].